

ALICE LAPLANTE
Ich darf nicht vergessen



Buch

An einem kalten Februartag wurde Amanda O'Tooles Leiche in ihrem Haus gefunden. Vier Finger an ihrer rechten Hand hatte jemand präzise abgetrennt. Ausgerechnet ihre beste Freundin Jennifer White kennt sich auf diesem Gebiet sehr gut aus. Als berühmte Handchirurgin weiß sie, welches Skalpell für diese Art von Operation in Frage kommen würde. Deshalb zählt die Polizei sie auch zu den Hauptverdächtigen. Nur Jennifer selbst kann sich an nichts mehr erinnern. Sie weiß nicht, was an dem Abend vorgefallen ist, an dem ihre Freundin Amanda ermordet wurde, denn Jennifer leidet an Demenz. Oft liegt ein Schleier über ihren Erinnerungen, und manchmal weiß sie selbst nicht mehr, was sie am selben Tag getan hat. Deshalb notieren sie oder die Menschen, mit denen sie Kontakt hat, auch minutiös alles in einem kleinen Tagebuch, damit nichts verloren geht. Doch ausgerechnet die Seite vom Tag des Mordes ist nicht mehr da. Sie wurde herausgerissen, und niemand weiß, warum oder von wem. Jennifer versucht sich zu erinnern, aber nur schwer kann sie vergangene Momente wieder heraufbeschwören. An manchen Tagen erkennt sie ihre eigenen Kinder nicht. Und manchmal weiß sie nicht einmal mehr, wem sie trauen kann und wer ihre Lage nur auszunutzen versucht.

Weitere Informationen zu Alice LaPlante
finden Sie am Ende des Buches.

Alice LaPlante

Ich darf
nicht vergessen

Psychothriller

Deutsch von
Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Turn of Mind« bei Atlantic Monthly Press,
einem Imprint von Grove/Atlantic Inc.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2013

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Alice LaPlante

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/Richard Newstead; FinePic, München

NG · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47921-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Alice Gervase O'Neill LaPlante

E I N S

Etwas ist passiert. Man merkt es immer sofort. Man kommt zu sich und erblickt den Schaden: eine zerdepperte Lampe, ein entsetztes Gesicht, das man kaum wiedererkennt. Hin und wieder eine Person in Weiß: ein Notarzt, eine Krankenschwester. Eine Hand, die einem eine Tablette reicht. Oder eine Spritze aufzieht.

Diesmal sitze ich in einem Zimmer auf einem kalten, metallenen Klappstuhl. Das Zimmer ist mir nicht vertraut, aber so etwas bin ich gewöhnt. Ich suche nach Anhaltspunkten. Scheint ein Büroraum zu sein, lang und vollgestopft mit Schreibtischen und Computern, überall Papierstapel. Keine Fenster.

Vor lauter Postern, Zeitungsausschnitten und Bekanntmachungen, die an die Wände gepinnt sind, ist von der blassgrünen Wandfarbe fast nichts zu erkennen. Alles ist in fahles Neonlicht getaucht. Männer und Frauen, die sich unterhalten. Untereinander. Nicht mit mir. Einige tragen weite Anzüge, andere Jeans. Ein paar sind ganz in Weiß. Ich vermute, dass ein Lächeln unangebracht wäre. Angst zu haben vielleicht nicht.

Ich kann immer noch lesen, so schlimm steht es nicht um mich. Noch nicht. Keine Bücher, aber Zeitungsartikel. Artikel in Zeitschriften, wenn sie nicht zu lang sind. Ich habe ein System. Ich nehme mir ein Blatt liniertes Papier und mache mir Notizen. Wie früher im Medizinstudium.

Wenn ich durcheinanderkomme, nehme ich meine Notizen zu Hilfe. Manchmal brauche ich zwei Stunden, um einen einzigen Artikel in der *Tribune* zu lesen, einen halben Tag für die *New York Times*. Von dem Tisch, an dem ich gerade sitze, nehme ich eine Zeitung, die jemand liegen gelassen hat, und einen Bleistift. Beim Lesen mache ich mir am Rand Notizen. *Das sind nur Notlösungen. Die Gewaltausbrüche gehen weiter. Sie ernten, was sie gesät haben.*

Wenn ich mir diese Notizen später ansehe, bin ich ratlos, weiß ich nichts mehr damit anzufangen. Ein kräftiger Mann in Blau steht in meiner Nähe. Seine Hand ist nur wenige Zentimeter von meinem Oberarm entfernt. Bereit zuzupacken.

Ich habe Ihnen gerade Ihre Rechte vorgelesen. Haben Sie deren Bedeutung verstanden? Und wenn ja, wollen Sie in Kenntnis dieser Rechte mit mir reden?

Ich will nach Hause. Ich will nach Hause. Bin ich in Philadelphia? Wir wohnten in der Walnut Lane. Da haben wir auf der Straße Brennball gespielt.

Nein, Sie sind in Chicago. Stadtteil dreiundvierzig, Polizeiwache einundzwanzig. Wir haben Ihren Sohn und Ihre Tochter verständigt. Sie können dieses Gespräch unter Berufung auf Ihre Rechte jederzeit abbrechen.

Abbrechen. Ja, das möchte ich.

Ein großes Pappschild klebt an der Küchenwand. Die Wörter, mit einem dicken, schwarzen Marker und zittriger Hand geschrieben, sind am Rand ganz eng reingequetscht: *Ich heiÙe Dr. Jennifer White. Ich bin vierundsechzig Jahre alt. Ich leide an Demenz. Mein Sohn Mark ist neunundzwanzig. Meine Tochter*

Fiona ist vierundzwanzig. Eine Pflegerin namens Magdalena wohnt bei mir.

Das ist klar und eindeutig. Wer also sind all die anderen Leute in meinem Haus? Fremde überall. Eine blonde Frau, die ich nicht kenne, sitzt in meiner Küche und trinkt Tee. Etwas bewegt sich im Arbeitszimmer. Als ich um die Ecke gehe und das Wohnzimmer betrete, wieder ein anderes Gesicht. Ich frage: Wer sind Sie? Wer sind all die anderen? Kennen Sie die da? Ich zeige in Richtung Küche, und sie lachen.

Das bin ich, sagen sie. Eben war ich in der Küche, jetzt bin ich hier. Ich bin außer Ihnen die Einzige im Haus. Sie fragen, ob ich Tee möchte. Sie fragen, ob ich einen Spaziergang machen möchte. Bin ich ein Baby?, frage ich. Ich bin die Fragen leid. *Sie kennen mich doch, oder? Erinnern Sie sich nicht? Ich bin Magdalena. Ihre Freundin.*

Das Notizheft ist ein Hilfsmittel, um mit mir selbst und mit anderen zu kommunizieren. Um die Leerstellen zu füllen. Wenn alles von Nebel umhüllt ist, wenn jemand ein Ereignis oder ein Gespräch erwähnt, an das ich mich nicht erinnern kann, blättere ich in meinem Notizheft. Manchmal tröstet es mich zu lesen, was darin steht. Manchmal auch nicht. Es ist meine Bewusstseinsbibel. Es hat seinen Platz auf dem Küchentisch: groß und viereckig, mit Ledereinband und schwerem, cremefarbenem Papier. Jeder Eintrag ist mit einem Datum versehen. Eine nette Frau führt mich an den Tisch und setzt mich vor das Notizheft.

Sie schreibt: *20. Januar 2009. Jennifers Notizen.* Sie reicht mir den Stift. Sie sagt: *Schreiben Sie auf, was heute passiert ist. Schreiben Sie über Ihre Kindheit. Schreiben Sie alles auf, woran Sie sich erinnern.*

Ich erinnere mich an meine erste Handgelenks-Arthrodesese.

Der Druck des Skalpells auf der Haut, der fehlende Widerstand, sobald der Schnitt gemacht ist. Die Elastizität des Muskelgewebes. Das Geräusch meiner Chirurgeschere, als sie auf Knochen stößt. Ich erinnere mich, wie ich hinterher blutige Handschuhe Finger für Finger abstreife.

Schwarz. Alle tragen Schwarz. Sie gehen zu zweit und zu dritt die Straße hinunter in Richtung der Kirche St. Vincent's, in Mäntel und Schals gehüllt, die ihre Köpfe und teilweise ihre Gesichter gegen den offenbar bitterkalten Wind schützen.

Ich bin in meinem warmen Haus, schaue aus dem von Eisblumen eingerahmten Fenster, hinter mir Magdalena. Ich kann die dreieinhalb Meter hohe, doppelflügelige Holztür so gerade ausmachen. Sie steht weit offen, und die Leute gehen hinein. Vor der Kirche steht ein Leichenwagen, dahinter noch mehr Autos. Sie haben die Scheinwerfer eingeschaltet.

Es ist Amanda, sagt mir Magdalena. Sie wird heute beerdigt. Wer ist Amanda?, frage ich. Magdalena zögert kurz, dann sagt sie: Ihre beste Freundin. Die Patentante Ihrer Tochter.

Ich versuche es. Vergeblich. Ich schüttele den Kopf. Magdalena holt mein Notizheft. Sie schlägt es auf und blättert zurück. Zeigt auf einen Zeitungsausschnitt:

ÄLTERE FRAU TOT UND VERSTÜMMELT AUFGEFUNDEN
CHICAGO TRIBUNE, 23. Februar 2009

CHICAGO, Illinois. Eine verstümmelte Frauenleiche ist gestern in einem Haus in der Sheffield Avenue aufgefunden worden.

Bei dem Opfer handelt es sich um die 75-jährige Amanda O'Toole. Einer Nachbarin war zuvor aufgefallen, dass Mrs

O'Toole seit fast einer Woche ihre Zeitung nicht hereingeholt hatte. Polizeiangaben zufolge waren dem Opfer vier Finger der rechten Hand abgehackt worden. Als Todesursache wurde ein Schädelhirntrauma festgestellt. Der genaue Todeszeitpunkt steht bislang noch nicht fest.

Offenbar wurde nichts aus der Wohnung der Toten entwendet.

Bisher gibt es keinen Tatverdächtigen. Die Polizei hat eine verdächtige Person festgenommen, sie aber kurz darauf wieder freigelassen.

Ich versuche es. Aber ich kann mich an nichts erinnern. Magdalena geht. Sie kommt mit einem Foto zurück.

Zwei Frauen, eine ist mindestens einen halben Kopf größer als die andere und trägt ihr langes, weißes Haar zu einem strengen Knoten gebunden. Die Kleinere ist jünger. Ihre grauen Locken rahmen ein feingeschnittenes, sehr feminines Gesicht ein. Sie ist vielleicht früher mal eine Schönheit gewesen.

Das sind Sie, sagt Magdalena und zeigt auf die jüngere Frau. *Und das da, das ist Amanda*. Ich betrachte das Foto aufmerksam.

Die größere Frau hat ein faszinierendes Gesicht. Nicht unbedingt hübsch. Auch nicht ansprechend. Dafür sind die Konturen zu hart, die Falten um die Mundwinkel zu tief, sie wirken leicht verächtlich. Die beiden Frauen stehen dicht nebeneinander. Sie berühren sich nicht, aber man erkennt eine Verbundenheit.

Versuchen Sie, sich zu erinnern, drängt Magdalena mich. *Es könnte wichtig sein*. Ihre Hand liegt schwer auf meiner Schulter. Sie will etwas von mir. Was? Aber ganz plötzlich bin ich müde. Meine Hände zittern. Schweißtropfen laufen zwischen meinen Brüsten herunter.

Ich möchte in mein Zimmer, sage ich. Ich schlage nach Magdalenas Hand. Lass mich in Frieden.

Amanda? Tot? Ich kann es nicht glauben. Meine liebe, gute Freundin. Meinen Kindern wie eine zweite Mutter. Meine Verbündete im Viertel. Meine Schwester.

Wenn es Amanda nicht gäbe, wäre ich ganz allein. Ich war anders. Immer im Abseits. Eine Außenseiterin.

Nicht dass irgendjemand davon gewusst hätte. Sie haben sich von Äußerlichkeiten blenden lassen, es war so einfach. Niemand erkannte Schwäche so gut wie Amanda. Sie sah mich und errettete mich aus meiner geheimen Einsamkeit. Und wo war ich, als sie mich brauchte? Hier. Drei Türen weiter. Suhlte mich in meinem Kummer. Während sie litt. Während ein Monster ein Messer zückte und sie tötete.

Gott, die Schmerzen! Was muss sie für Schmerzen gelitten haben! Ich werde aufhören, meine Tabletten zu nehmen. Ich werde mein Skalpell nehmen und ihr Bild aus meinem Gehirn schneiden. Und werde um das betteln, wogegen ich all die Monate ankämpfte: süßes Vergessen.

Die nette Frau schreibt etwas in mein Notizheft. Sie unterschreibt mit Magdalena. *Heute, Freitag, 11. März, war wieder ein schlimmer Tag. Sie sind gegen die Stufe gestoßen und haben sich den Zeh gebrochen. Aus der Notaufnahme sind Sie auf den Parkplatz geflüchtet. Ein Pfleger hat Sie zurückgeholt. Sie haben ihn angespuckt.*

Die Schmach.

Dieser Dämmerzustand. Ein Leben im Schatten. Während die Neurofibrillen wuchern, während die Nervenplaques verhärten, während die Synapsen ihre Arbeit einstellen und mein Gehirn verrottet, bin ich bei vollem Bewusstsein. Eine Patientin ohne Narkose.

Jede Zelle, die stirbt, trifft mich dort, wo ich am empfindlichsten bin. Und Leute, die ich nicht kenne, behandeln mich von oben herab. Sie umarmen mich. Sie versuchen, mir die Hand zu halten. Sie geben mir kindische Spitznamen: *Jen. Jenny.* Widerstrebend akzeptiere ich es, dass ich unter Fremden berühmt, ja sogar beliebt bin. Eine Berühmtheit!

Eine im eigenen Kopf gefangene Legende.

Neuerdings ist mein Notizbuch voller Warnungen. *Mark total sauer heute. Hat einfach aufgelegt. Magdalena sagt, ich soll nicht ans Telefon gehen. Ich soll nicht die Haustür aufmachen, wenn sie gerade Wäsche wäscht oder auf der Toilette ist.*

Dann, in einer anderen Schrift: *Mom, bei Mark bist du nicht in guten Händen. Stell mir, Fiona, eine Vorsorgevollmacht aus. Es ist sowieso besser, wenn sich die medizinischen und die finanziellen Angelegenheiten in einer Hand befinden.* Jemand hat ein paar Wörter durchgestrichen, nein, mit einem dicken, schwarzen Stift unkenntlich gemacht. Wer?

Wieder mein Notizheft:

Mark hat angerufen, er meint, mein Geld wird mich nicht retten. Ich soll auf ihn hören. Er meint, wir müssen andere Maßnahmen zu meinem Schutz ergreifen.

Dann: *Mom, ich habe für den Vorschuss an die Anwältin IBM-*

Aktien im Wert von 50 000 Dollar verkauft. Die Frau hat sich mit Fällern, in denen der Geisteszustand ihrer Mandanten eine Schlüsselrolle spielte, einen Namen gemacht. Sie haben keine Beweise, nur Theorien. Dr. Tsien hat dir 150 mg Seroquel verordnet, um die Anfälle in den Griff zu kriegen. Ich komme morgen, Samstag, wieder vorbei. Deine Tochter Fiona.

Ich gehöre einer Alzheimer-Selbsthilfegruppe an. Leute kommen und bleiben wieder weg.

Magdalena meint, heute Morgen geht es mir ganz gut, wir können hingehen. Die Gruppe trifft sich in der Methodistenkirche in der Clark Street, einem gedrungenen, grauen Gebäude mit Schindelverkleidung und knallbunten Bleiglasfenstern.

Wir versammeln uns in der Fellowship Lounge, einem großen Raum mit Fenstern, die sich nicht öffnen lassen, und einem gesprenkelten Linoleumboden, auf dem die metallenen Klappstühle Schrammen hinterlassen haben. Wir sind vielleicht ein halbes Dutzend, ein wild zusammengewürfelter Haufen von Leuten mit unterschiedlich stark lädiertem Gehirn. Magdalena wartet zusammen mit den anderen Pflegern und Pflegerinnen draußen. Sie sitzen auf langen Bänken im dunklen Flur, stricken und unterhalten sich leise, stets wachsam und bereit, beim ersten Anzeichen von Ärger aufzuspringen und ihren Schützling wegzubringen.

Unser Gruppenleiter ist ein junger Sozialarbeiter. Er hat ein freundliches, unauffälliges Gesicht, und er eröffnet die Treffen immer mit einem Scherz: *Mein Name ist Weiß-ich-nicht, und ich bin ein Hab-ich-vergessen.* Was wir machen, nennt er das Zweikreisschritte-Programm. *Schritt eins lautet: Wir akzeptieren, dass wir ein Problem haben. Schritt zwei lautet: Wir vergessen, dass wir ein Problem haben.*

Jedes Mal erntet er ein paar Lacher – von einigen, weil sie sich vom letzten Mal an den Witz erinnern, aber von den meisten, weil ihnen der Witz neu ist, egal, wie oft sie ihn schon gehört haben.

Heute habe ich einen guten Tag. Ich erinnere mich. Ich würde dem Programm noch einen dritten Schritt hinzufügen, und der lautet: *Wir erinnern uns, dass wir vergessen*. Schritt drei ist der schwerste.

Heute diskutieren wir über die richtige *Einstellung*. So nennt unser Gruppenleiter das. Sie alle haben eine äußerst betrübliche Diagnose erhalten, sagt er. Sie alle sind intelligente, gebildete Menschen. Sie wissen, dass Ihnen die Zeit davonläuft. Was Sie mit dieser Ihnen verbleibenden Zeit anfangen, ist Ihre Sache. Denken Sie positiv! Alzheimer zu haben kann so ähnlich sein, wie auf eine Party zu gehen, wo man niemanden kennt. Stellen Sie sich das mal vor! Jede Mahlzeit kann die beste Mahlzeit Ihres Lebens werden! Jeder Film der aufregendste, den Sie je gesehen haben! *Nehmen Sie es mit Humor*, sagt er. *Sie sind ein Besucher von einem anderen Planeten, der die Sitten und Gebräuche hier vor Ort studiert*.

Aber was ist mit denen unter uns, für die die Wände näher rücken? Die jede Art von Veränderung schon immer in Angst und Schrecken versetzt hat? Mit dreizehn habe ich einmal eine ganze Woche lang nichts gegessen, weil meine Mutter neue Laken für mein Bett gekauft hatte. Für uns Alzheimerkranke ist das Leben neuerdings furchtbar beängstigend. Überall lauern Gefahren. Deswegen nicken wir all den aufdringlichen Fremden freundlich zu. Wir lachen, wenn andere lachen, blicken ernst drein, wenn die anderen es tun. Wenn die Leute fragen: *Erinnern Sie sich?*, nicken wir noch einmal. Oder wir runzeln zunächst die Stirn und tun dann so, als würde es uns wieder einfallen.

All das ist überlebensnotwendig. *Ich bin ein Besucher von einem anderen Planeten, und die Eingeborenen sind nicht freundlich.*

Ich öffne meine Post selbst. Dann verschwindet sie. Wird weggeräumt. Heute, Aufrufe zur Unterstützung bei der Rettung der Wale, der Pandas, bei der Befreiung Tibets.

Meinem Kontoauszug entnehme ich, dass ich auf einem Konto bei der Bank of America ein Guthaben von 3567,89 Dollar habe. Ein anderer Kontoauszug kommt von einem Börsenmakler namens Michael Brownstein. Mein Name steht darauf. Mein Vermögen ist in den letzten sechs Monaten um 19 Prozent geschrumpft. Es sind nur noch 2,56 Millionen Dollar übrig. Der Börsenmakler schreibt: Aufgrund Ihrer konservativen Anlagestrategie und der breiten Streuung Ihres Aktienvermögens ist es nicht so schlimm, wie es sein könnte.

Sind 2,56 Millionen Dollar viel Geld? Reicht der Betrag aus? Ich starre auf die Buchstaben, bis sie vor meinen Augen verschwimmen. AAPL, IBM, CVR, ASF, SFR. Die Geheimsprache des Geldes.

James ist raffiniert. James hat Geheimnisse. In einige bin ich eingeweiht, aber in die meisten nicht. Wo ist er heute? Die Kinder sind in der Schule. Das Haus ist leer, bis auf eine Frau, die eine Art Haushälterin zu sein scheint. Sie ordnet die Bücher im Arbeitszimmer und summt eine Melodie vor sich hin, die ich nicht kenne. Hat James sie eingestellt? Wahrscheinlich. Irgendjemand scheint hier regelmäßig aufzuräumen, denn im Haus ist alles sauber und ordentlich, dabei habe ich Hausarbeit noch nie ausstehen können, und James ist zwar ein Ordnungsfanatiker, aber er hat keine Zeit dafür. Er ist immer unterwegs.

In geheimer Mission. So wie jetzt. Amanda gefällt das nicht. *Eine Ehe sollte transparent sein*, sagt sie. *Sie muss auch im hellen Tageslicht Bestand haben*. Aber James ist ein schattenhafter Mann. Er agiert gern im Verborgenen, er blüht im Dunkeln auf. James hat es mir vor vielen Jahren erklärt, er hatte die perfekte Metapher parat. Das heißt, er hat sich auf die Natur berufen. Und obwohl mir allzu saubere Kategorisierungen stets suspekt sind, klang seine Erklärung überzeugend. Es war an einem heißen, schwülen Sommertag in der Nähe von James' Elternhaus in North Carolina. Wir waren noch nicht verheiratet. Wir hatten nach dem Abendessen einen Spaziergang in der Abenddämmerung gemacht, und noch ehe wir zweihundert Meter gegangen waren, befanden wir uns tief in einem Urwald. Die Bäume hingen voller weißer Flechten, und der Boden war von einem weichen Laubteppich bedeckt. Farnwedel entrollten sich im Gestrüpp, und hier und da leuchtete ein Pilz. James zeigte auf einen. *Giftig*, sagte er. Im selben Augenblick schrie ein Vogel. Ansonsten herrschte Stille. Ich konnte keinen Weg ausmachen, aber James ging unbeirrt weiter, und wundersamerweise öffnete sich das Dickicht vor uns. Wir waren vielleicht ein paar hundert Meter gegangen, um uns herum wurde es immer düsterer, als James plötzlich stehen blieb. Er zeigte auf etwas. Am Fuß eines Baumstamms, mitten in einem gelbgrünen Mooskissen, schimmerte etwas Weißes. Eine Blume. Eine einzelne Blüte an einem langen, weißen Stiel. James atmete tief aus. *Wir haben Glück*, sagte er. *Manchmal sucht man tagelang und findet trotzdem keine*.

Was ist das?, fragte ich. Die Blume leuchtete, und zwar so stark, dass mehrere kleine Insekten sie umkreisten, als würden sie von dem Licht angezogen.

Ein Fichtenspargel, sagte James. *Monotropa uniflora*. Er bückte sich und legte eine Hand um die Blüte, ganz vorsichtig, um sie

nicht zu beschädigen. *Eine der wenigen Pflanzen, die kein Licht brauchen. Sie wächst tatsächlich im Dunkeln.*

Wie ist das möglich?, fragte ich.

Die Pflanze ist ein Parasit – sie kommt ohne Photosynthese aus. Sie ernährt sich von den Pilzen und Bäumen, auf denen sie wächst, und lässt andere die Arbeit für sich machen. Ich hatte schon immer das Gefühl, mit dieser Pflanze verwandt zu sein. Ich bewundere sie. Denn was sie macht, ist nicht leicht – deswegen gibt es auch nicht viele davon. Erst mal muss die Pflanze natürlich den passenden Wirt finden, genau die richtigen Bedingungen, damit sie gedeihen kann. Aber wenn die Bedingungen stimmen und sie eine Blüte treibt, ist sie wahrhaft spektakulär. Er ließ die Blüte los und stand auf.

Ja, sagte ich, das sehe ich.

Wirklich?, fragte er. Siehst du das wirklich?

Ja, wiederholte ich, und das Wort hing in der schwülen Luft wie ein Versprechen. Wie ein Gelübde.

Kurze Zeit später heirateten wir in aller Stille im Rathaus von Evanston. Wir hatten niemanden eingeladen, Gäste hätten uns nur in unserer Privatsphäre gestört. Die Sekretärin stellte sich als Trauzeugin zur Verfügung, und das Ganze dauerte nur fünf Minuten. Es war eine gute Entscheidung. Aber an Tagen wie heute, wenn ich James so schmerzlich vermisse, sehne ich mich nach dem Tag im Wald, der mir so intensiv im Gedächtnis haften geblieben ist, als wäre es gestern gewesen. Wie gerne würde ich diese Blume pflücken und sie James überreichen, wenn er zurückkommt. Ein schauriges Liebespfand.

Ich sitze im Sprechzimmer eines gewissen Carl Tsien. Der Mann ist Arzt. *Mein Arzt*, wie es scheint. Ein schwächlicher Mann mit Halbglatze. Auf eine Weise blass, wie es nur jemand sein kann, der sein Leben in geschlossenen Räumen bei künst-

lichem Licht verbringt. Ein gütiges Gesicht. Offenbar kennen wir einander gut.

Er spricht über ehemalige Studenten. Er benutzt das Wort *unsere. Unsere Studenten*. Er sagt, dass ich allen Grund hätte, stolz zu sein. Dass ich der Universität und der Klinik ein unschätzbar wertvolles Vermächtnis hinterlassen hätte. Ich schüttele den Kopf. Ich habe schlecht geschlafen und bin zu müde, um das Spiel mitzumachen. Ich bin die ganze Nacht durchs Haus gegeistert. Auf und ab gegangen, hin und her, vom Schlafzimmer ins Bad und vom Bad ins Schlafzimmer. Habe meine Schritte gezählt, dem Rhythmus meiner Schritte auf den Fliesen und dem Parkettboden gelauscht. Bis mir die Fußsohlen wehtaten.

Aber dieses Sprechzimmer weckt Erinnerungen. Zwar kenne ich diesen Arzt nicht, doch die Sachen, die in seinem Zimmer stehen, sind mir vertraut. Das Modell eines menschlichen Schädels auf dem Schreibtisch. Jemand hat die Kieferknochen mit Lippenstift bemalt, um Lippen anzudeuten, und auf einem handgeschriebenen Schild, das darunter klebt, steht: DIE VERRÜCKTE CARLOTTA. Ich kenne den Schädel. Ich kenne die Handschrift. Er sieht, dass ich das Schild betrachte. *Du hast schon immer einen etwas merkwürdigen Humor gehabt*, sagt er.

An der Wand hinter dem Schreibtisch hängt ein altes Poster mit einem Bild von einem Ski-Gebiet, darunter in leuchtend-roten Lettern das Wort *Chamonix*. Und darunter, etwas kleiner: *Des conditions de neige excellentes, des terrasses ensoleillées, des hors-pistes mythiques*. Auf dem Foto sind ein Mann und eine Frau in der unförmigen Ski-Kleidung zu sehen, die man Anfang des 20. Jahrhunderts trug. Sie fahren auf ihren Skiern einen steilen, mit einzelnen Fichten bestandenen Hang hinunter. Es ist eine kunstvolle Zeichnung, kein Foto. Aber rechts und links von

dem Poster hängen verschiedene Fotos. Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Rechts ein Foto von einem schmutzigen kleinen Mädchen, das vor einer baufälligen Hütte hockt. Links eins von einem kahlen Feld, dicht über dem Horizont die Sonne. Auf dem Feld eine nackte Frau. Sie liegt auf dem Bauch und stützt das Kinn in die Hände. Sie schaut direkt in die Kamera. Das Bild widert mich an, und ich wende mich ab.

Der Arzt lacht und tätschelt mir den Arm. *Mein künstlerischer Stil hat dir noch nie gefallen, sagt er. Manieriert hast du ihn genannt. Ansel Adams meets Discovery Channel.* Ich zucke die Achseln. Ich lasse es zu, dass seine Hand auf meinem Arm liegen bleibt, während er mich zu einem Stuhl führt.

Ich werde dir ein paar Fragen stellen, sagt er. Antworte einfach, so gut du kannst.

Ich reagiere nicht einmal.

Welcher Tag ist heute?

Arztgehtag.

Schlaue Antwort. Welchen Monat haben wir?

Winter.

Geht es ein bisschen genauer?

März?

Fast. Ende Februar.

Was ist das?

Ein Bleistift.

Was ist das?

Eine Armbanduhr.

Wie heißt du?

Beleidige mich nicht.

Wie heißen deine Kinder?

Fiona und Mark.

Wie hieß dein Mann?

James.

Wo ist dein Mann?

Er ist tot. Herzinfarkt.

Kannst du dich genauer erinnern?

Er saß am Steuer und hat die Kontrolle über seinen Wagen verloren.

Ist er an dem Herzinfarkt gestorben oder an den Folgen des Unfalls?

Das konnte nicht genau festgestellt werden. Er kann an einer Kardiomyopathie gestorben sein, die verursacht wurde durch eine Mitralklappeninsuffizienz, oder an einem Schädel-Hirn-Trauma. Der Pathologe hat Herzstillstand diagnostiziert. Ich selbst hätte allerdings etwas anderes behauptet.

Du warst bestimmt am Boden zerstört.

Nein, ich habe gedacht: Typisch James, bis zum Schluss in einen Kampf zwischen Kopf und Herz verstrickt.

Du spielst die Sache herunter. Aber ich erinnere mich daran, was du damals durchgemacht hast.

Du brauchst mich nicht zu schonen. Ich musste damals allen Ernstes lachen. Sein Herz hat als Erstes aufgegeben. Sein Herz! Ich habe tatsächlich gelacht. Ich habe gelacht, als ich seine Leiche identifizieren musste. Was für ein kalter, heller Raum. Das Leichenschauhaus. Ich hatte seit dem Medizinstudium keins mehr betreten, und ich konnte diese Orte damals schon nicht ausstehen. Dieses grelle, harte Licht. Die Eiskälte. Die Gummisohlen, die beim Gehen auf dem gefliesten Boden quietschten wie hungrige Ratten. Daran erinnere ich mich: an James in dem gnadenlosen Licht und an das krabbelnde Ungeziefer.

Jetzt willst du mir etwas vormachen. Als würde ich so etwas nicht durchschauen.

Der Arzt trägt etwas in eine Tabelle ein. Er gestattet sich ein Lächeln in meine Richtung.

Neunzehn Punkte, sagt er. Heute bist du gut. Du regst dich nicht auf, und Magdalena sagt, du bist neuerdings weniger aggressiv. Wir werden also die Medikation beibehalten.

Er schaut mich an. *Hast du damit ein Problem?*

Ich schüttele den Kopf. *Also gut. Wir tun, was wir können, um dafür zu sorgen, dass du in deinem Haus bleiben kannst. Ich weiß, dass du das möchtest.*

Er lässt einen Augenblick verstreichen. *Ich muss dir mitteilen, dass Mark mich drängt, ein Gutachten zu verfassen, mit dem er dich für unfähig erklären kann, medizinische Entscheidungen zu treffen,* sagt er dann. *Ich habe mich geweigert. Er beugt sich vor. Ich rate dir, dich nicht von einem weiteren Arzt untersuchen zu lassen. Nicht ohne richterlichen Beschluss.*

Er zieht ein Blatt aus seiner Akte. *Hier ... ich habe es alles für dich aufgeschrieben. Alles, was ich dir gerade erklärt habe. Ich gebe es Magdalena und bitte sie, es an einem sicheren Ort aufzubewahren. Ich habe zwei Kopien davon angefertigt. Eine davon wird Magdalena deinem Anwalt übergeben. Ich glaube, du kannst Magdalena vertrauen. Ich halte sie für vertrauenswürdig.*

Er wartet auf eine Antwort von mir, aber ich kann mich nicht von dem Foto mit der nackten Frau losreißen. In ihren Augen liegen Zweifel und Argwohn. Sie schaut in die Kamera. Durch die Kamera hindurch. Sie schaut mich an.

Ich kann die Autoschlüssel nicht finden, also beschließe ich, zu Fuß zum Drugstore zu gehen. Ich will Zahnpasta, Zahnseide und Shampoo für trockenes Haar kaufen. Vielleicht auch noch Toilettenpapier, das beste.

Normale Dinge. Ich bemühe mich so zu tun, als sei auch ich heute normal. Nach dem Drugstore werde ich zum Supermarkt gehen und fürs Abendessen das dickste Brathähnchen

aussuchen. Und ein frisches Brot kaufen. James wird sich freuen. Kleine Annehmlichkeiten – die lieben wir beide.

Aber ich muss mich beeilen. Und leise sein. Sie werden versuchen, mich aufzuhalten. Das tun sie immer.

Keine Handtasche. Wo ist sie? Ich stelle sie immer neben der Tür ab. Egal, es wird bestimmt jemand Nettos da sein. Ich sage einfach, ich bin Dr. Jennifer White, und ich habe meine Handtasche vergessen, und dann sagt die Person, ah, kein Problem, hier haben Sie etwas Geld, und ich nicke und bedanke mich.

Ich gehe die Straße hinunter, vorbei an efeubewachsenen Backsteinhäusern mit hüfthohen schmiedeeisernen Zäunen um kleine, ordentlich gepflegte Vorgärten.

Dr. White? Sind Sie das?

Ein dunkelhäutiger Mann in einer blauen Uniform sitzt am Steuer eines weißen Trucks mit einem Adler drauf. Er kurbelt sein Fenster herunter und fährt ganz langsam neben mir her.

Ja?, sage ich, ohne stehen zu bleiben.

Kein besonders schöner Tag zum Spaziergehen. Ziemlich ungemütliches Wetter.

Einfach weitergehen, sage ich mir. Ich schaue ihn nicht an. Wenn man nicht hinsieht, lassen sie einen manchmal in Ruhe. Wenn man nicht hinsieht, geben sie manchmal auf.

Soll ich Sie mitnehmen? Sie sind ja vollkommen durchnässt. Sie haben nicht mal einen Mantel an. Ach du meine Güte, und auch keine Schuhe. Kommen Sie. Steigen Sie ein.

Nein. Das Wetter gefällt mir. Ich mag es, den Asphalt unter den nackten Füßen zu spüren. Es fühlt sich kalt an. Es reißt mich aus meinem schläfrigen Zustand.

Der netten Frau, die bei Ihnen wohnt, wird das aber nicht gefallen.

Na und?

Kommen Sie. Er redet beruhigend auf mich ein und hält am

Bordstein. Er streckt beide Hände aus, die Handflächen nach oben, und winkt mich zu sich. Behutsam.

Ich bin doch kein tollwütiger Hund.

Nein, das sind Sie nicht. Ganz bestimmt nicht. Aber ich kann nicht tatenlos zusehen. Sie wissen doch, dass das nicht geht, Dr. White.

Ich schiebe mir die nasskalten Haare aus dem Gesicht, ohne stehen zu bleiben, aber er fährt weiter neben mir her. Er nimmt sein Handy aus der Tasche. Wenn er sieben Ziffern eintippt, ist alles in Ordnung. Wenn er drei Ziffern eintippt, gibt es Probleme. Das weiß ich. Ich bleibe stehen und warte. Einszweidrei. Er hört auf. Hält sich das Handy ans Ohr.

Warten Sie, sage ich. Nein. Ich laufe vorne um den Truck herum. Ich reiße die Tür auf und steige ein. Er soll nicht telefonieren. Damit nichts passiert. Denn sonst passiert etwas Schlimmes. Legen Sie das Handy weg, sage ich. Legen Sie das Handy weg. Er zögert. Ich höre eine Stimme am anderen Ende der Leitung. Er betrachtet das Handy und klappt es zu. Er schenkt mir ein Lächeln, das mich beruhigen soll. Aber er kann mir nichts vormachen.

Okay! Ich fahre Sie lieber nach Hause, ehe Sie sich noch den Tod holen.

Er wartet, bis ich die Haustür erreiche. Sie steht weit offen, und der Wind peitscht den Regen in die Diele. Die schweren Damastvorhänge an den Fenstern sind klatschnass. Ich trete auf einen durchweichten Teppich – es ist ein dunkler Läufer aus Täbris, den wir vor dreißig Jahren in Bagdad gekauft haben und der heute Museumswert hat. James hat ihn letztes Jahr schätzen lassen. Er wird außer sich sein. Magdalenas Schuhe sind weg. Eine Tasse mit lauwarmem Tee steht auf dem Tisch, halb leergetrunken.

Plötzlich bin ich schrecklich müde. Ich setze mich vor die Teetasse, schiebe sie von mir weg, aber der Kamillenduft steigt

mir trotzdem in die Nase. So viele Altweiberweisheiten über Kamille haben sich als wahr erwiesen. Kamille hilft bei Verstopfung, Fieber, Menstruationsschmerzen, Bauchweh, Hautentzündungen und Angstzuständen. Und natürlich bei Schlaflosigkeit.

Kamille hilft gegen alles!, hat Magdalena ausgerufen, als ich das erzählt habe. Nein, habe ich geantwortet, nicht gegen alles.

Wir hören uns die Matthäuspasion an. Es ist das Jahr 1988. Solti dirigiert in der Orchestra Hall, und das Publikum lauscht ergriffen, bis die Kadenzen zerfließen. Die verminderten Septakkorde und die verstörenden Modulationen. Die Spannung ist kaum zu ertragen. Ich spüre die Wärme von James' Fingern in meiner Hand, seinen warmen Atem an meiner Wange.

Dann plötzlich ein kalter Wintertag. Ich bin allein in meiner Küche. Ich verschränke die Arme auf dem Tisch und lege die Stirn darauf. Habe ich heute Morgen meine Tabletten genommen? Wie viele habe ich geschluckt? Wie viele würden ausreichen?

Ich stehe kurz davor. Ich habe den Punkt fast erreicht. Ich höre ein Echo von Bach: *Ich bin's, ich sollte büßen*. Ich bin diejenige, die leiden und sich auf die Hölle vorbereiten sollte.

Aber noch nicht. Nein. Noch nicht. Ich bleibe sitzen und warte.

Ein Mann ist ohne anzuklopfen in mein Haus gekommen. Er sagt, er sei mein Sohn. Magdalena bestätigt das, also akzeptiere ich es. Aber das Gesicht des Mannes gefällt mir nicht. Ich schließe nicht aus, dass sie mir die Wahrheit sagen – gehe allerdings lieber auf Nummer sicher. Ich lasse mich auf nichts ein.

Was ich sehe: einen Fremden, einen sehr gut aussehenden Fremden. Dunkler Teint. Dunkles Haar, dunkle Augen, eine dunkle Aura, wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf. Er sagt, er ist ledig, neunundzwanzig Jahre alt, Anwalt. Wie dein Vater!, sage ich schlaue. Seine dunkle Aura verstärkt sich noch. Er blickt finster drein, anders kann ich es nicht ausdrücken.

Ganz und gar nicht, sagt er. *Nicht im Geringsten. Diese riesigen McLennan-Schuhe kann ich unmöglich ausfüllen. Berate die Mächtigen und achte die Währung des Königreichs.* Dann verbeugt er sich spöttisch vor dem Porträt des schlanken, dunklen Mannes, das im Wohnzimmer hängt. *Warum hast du mir nicht deinen Namen gegeben, Mom? Dann wären die Schuhe zwar genauso groß gewesen, aber sie hätten eine ganz andere Form gehabt.*

Genug!, sage ich nachdrücklich – denn jetzt erinnere ich mich wieder an meinen Sohn. Er ist sieben Jahre alt. Er kam eben ins Zimmer gerannt, die Hände an den Oberschenkeln, ein triumphierender Blick. Er ist klatschnass. Ich sehe, dass seine Hosentaschen mit den Goldfischen seiner Schwester gefüllt sind. Sie zappeln noch. Er wundert sich über meinen Ärger.

Ein paar können wir retten, aber die meisten sind schon tot, und wir spülen sie in der Toilette hinunter. Seiner Begeisterung tut das keinen Abbruch, er sieht fasziniert zu, wie die letzten Goldfische im Klo verschwinden. Selbst als seine Schwester ihren Verlust entdeckt, zeigt er keine Reue. Nein. Im Gegenteil. Er ist stolz. Er hat an einem ansonsten ruhigen Nachmittag ein Dutzend kleine Morde begangen.

Dieser Mann-der-angeblich-mein-Sohn-ist setzt sich in den blauen Sessel vor dem Wohnzimmerfenster. Er lockert seine Krawatte, streckt die Beine aus und macht es sich bequem.

Magdalena sagt, es geht dir gut, sagt er.

Sehr gut, antworte ich steif. So gut, wie es jemandem in meinem Zustand gehen kann.

Erzähl mir davon, sagt er.

Wovon?, frage ich.

Davon, wie viel du von dem mitbekommst, was um dich herum passiert.

Das wollen alle wissen, sage ich. Sie wundern sich, dass ich so viel mitbekomme, dass ich so ...

Dass du so sachlich bist?

Ja.

So bist du schon immer gewesen, sagt er. Er lächelt schief. Nicht unsympathisch. Als ich mir den Arm gebrochen habe, hast du dich mehr für meine Knochendichte interessiert als dafür, mich ins Krankenhaus zu bringen.

Ich erinnere mich, dass sich jemand den Arm gebrochen hat, sage ich. Mark. Das war Mark. Mark ist bei den Janeckis im Vorgarten von einem Ahornbaum gefallen.

Ich bin Mark.

Sie? Mark?

Ja. Dein Sohn.

Ich habe einen Sohn?

Ja. Mark. Das bin ich.

Ich habe einen Sohn! Ich bin völlig verblüfft. Ich habe einen Sohn! Ich bin begeistert. Selig!

Mom, bitte, nicht ...

Aber ich kann mein Glück nicht fassen. All die Jahre! Ich habe einen Sohn und habe es nie gewusst!

Der Mann kniet vor mir und hält mich in den Armen.

Es ist alles gut, Mom. Ich bin hier.

Ich halte ihn ganz fest. Ein stattlicher junger Mann und, das Unglaublichste daran, von mir geboren. Irgendetwas an seinem Gesicht stimmt nicht, ein Schönheitsmakel. Aber in meinen Augen macht ihn das umso liebenswerter.

Mom, sagt er nach einer Weile. Er löst seine Umarmung.

Sofort fehlt mir die Wärme, doch ich lasse es widerstrebend geschehen und lehne mich zurück.

Mom, ich wollte dir etwas Wichtiges sagen. Es geht um Fiona. Er steht vor mir, und er hat wieder diesen düsteren, wachsamem Blick wie am Anfang, als er gekommen ist. Ich kenne diesen Blick.

Was ist mit ihr?, frage ich. Mein Ton ist nicht sehr freundlich.

Mom, ich weiß, dass du das nicht hören willst, aber sie ist schon wieder eingeschnappt. Du weißt ja, wie sie sein kann.

Ich weiß es, aber ich sage nichts darauf. Ich habe es noch nie gemocht, über andere herzuziehen.

Diesmal ist es schlimm. Richtig schlimm. Sie redet nicht mehr mit mir. Du konntest sie doch immer auf den Teppich bringen. Dad manchmal auch. Aber auf dich hat sie immer gehört. Könntest du vielleicht mal mit ihr sprechen? Er wartet ab. *Verstehst du, was ich sage?*

Wo bist du gewesen, du Mistkerl?, frage ich.

Wie bitte?

Nach all den Jahren kommst du her und führst solche Reden?

Schsch, Mom. Es ist alles gut. Ich bin hier. Ich war nicht weg.

Wie meinst du das? Ich war allein. Ganz allein im Haus. Habe allein zu Abend gegessen, bin allein ins Bett gegangen. Ganz allein.

Das stimmt nicht, Mom. Bis letztes Jahr war Dad noch hier. Und Magdalena ist auch da.

Wer?

Magdalena. Deine Freundin. Die Frau, die bei dir hier wohnt.

Ach die. Sie ist nicht meine Freundin. Sie bekommt Geld. Ich bezahle sie.

Das bedeutet nicht, dass sie nicht auch deine Freundin ist.

Doch, das tut es. Plötzlich bin ich sauer. Wütend! Du Mistkerl!, sage ich. Du hast mich im Stich gelassen!

Der Mann steht langsam auf und seufzt. *Magdalena!*, ruft er.

Hast du gehört? Du Mistkerl!

Ja, ich hab's gehört. Er sieht sich um, scheint etwas zu suchen.
Meine Jacke, sagt er. Hast du meine Jacke gesehen?

Eine Frau kommt eilig ins Zimmer. Blond. Kräftig. *Sie gehen jetzt besser, sagt sie. Schnell. Hier ist Ihre Jacke. Ja. Danke, dass Sie gekommen sind.*

Tja, also, ich kann nicht behaupten, dass es Spaß gemacht hat, sagt der Mann zu mir und wendet sich zum Gehen.

Raus!

Die blonde Frau hebt eine Hand. Sie kommt langsam auf mich zu. *Nein, Jennifer. Legen Sie das weg. Bitte, legen Sie das weg. Also wirklich, musste das sein?*

Was ist passiert. Ein Unfall. Das Telefon liegt im Flur, umgeben von Glasscherben. Kalte Luft weht herein, die Gardinen blähen sich. Draußen wird eine Autotür zugeschlagen, ein Motor wird angelassen. Ich fühle mich lebendig, ich fühle mich bestätigt, zu allem bereit. Ich bin noch lange nicht fertig. Von der Sorte Gefühle habe ich noch eine Menge. Ja, eine ganze Menge.

Aus meinem Notizheft:

Ein guter Tag. Sehr guter Tag, fast klarer Verstand. Habe mich selbst einem Mini-Mentalstatus-Test unterzogen. Bei Jahr, Monat und Tag war ich mir nicht sicher, aber die Jahreszeit konnte ich klar angeben. Mein Alter wusste ich nicht, aber ich habe die Frau im Spiegel erkannt. Das Haar ist immer noch leicht rotbraun, das Braun der Augen nicht verblasst, die Fältchen um die Augen und an der Stirn sind zwar nicht unbedingt Lachfältchen, doch sie zeugen von einem gewissen Sinn für Humor.



Alice LaPlante

Ich darf nicht vergessen

Psychotriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47921-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2013

Ihre Freundin wurde ermordet, und sie kann sich an nichts erinnern. Wem kann sie trauen, wenn sie nicht einmal weiß, wer sie selbst ist?

Amanda O'Toole ist ermordet worden. Von ihrer rechten Hand wurden vier Finger fein säuberlich abgetrennt. Für ihre beste Freundin, die Chirurgin Jennifer White, wäre diese Art von Operation ein Kinderspiel. Aber Jennifer leidet an Demenz und weiß nicht mehr, was in der Nacht passierte, als Amanda starb. Immer öfter fehlen Jennifer die Erinnerungen, und immer öfter kann sie nicht einmal mehr sagen, wer sie selbst ist oder wem sie vertrauen kann. Sie will nicht vergessen, aber sollte sie es vielleicht besser?